



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schriften zur Bühnenfrage.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gesperrt und waren bereit, alle Versuche, durch diesen zu gelangen, mit Gewalt zurückzuweisen. Zu gleicher Zeit waren aber auch neue feindliche Heerhaufen von den Höhen über den Zug der Römer hergefallen, und auf der ganzen Linie, wenigstens eine Meile in die Länge, entspann sich das Gefecht.

Da ein Teil des Heeres sich bereits zwischen den Bergen befand, so war an ein Umkehren nicht mehr zu denken. Daß ein Ausweichen zur Seite nicht möglich war, ist ebenso bereits gezeigt, und das römische Heer mußte somit alle Schrecken des Kampfes über sich ergehen lassen. Rechts von den Bergen stürzten die Feinde fortwährend in Masse auf die Marschkolonnen herab, die in getrennten Gliedern und in unordentlichem Zuge weiterrückten. Nur bei einem Terrain, wie wir es hier vorfinden, erklärt sich hinlänglich die Lage, in welche das römische Heer geraten war. Es kann sich nur um einen Marsch an der Langseite des Gebirges hin gehandelt haben. Dieselbe Lage trat später wieder einmal ein, als Cäcina nach dem Marsch über die pontes longi auf schmalem Wege neben Bergen hinarmschiren mußte, von welchen die Deutschen fortwährend über die Römer herstürzen konnten, ein Verhältnis, so ähnlich der Schlacht im Teutoburger Walde, daß damals Armin frohlockend ausrief: „Sie Varus und die von demselben Verhängnis zum zweitenmale gefangenen Legionen!“

Dabei war das Wetter fürchterlich. Regen und heftiger Wind drang auf die Römer ein. Der Boden war schlüpfrig, sodaß man nur mit der größten Anstrengung ausweichen konnte, und bei dem Sturme, der sich erhoben hatte, wurden die Zweige der Bäume so erschüttert, daß alle Augenblicke dürre Äste von den mächtigen Stämmen niederstürzten und unter den Soldaten Schrecken und Verwirrung verbreiteten.

(Schluß folgt.)



## Schriften zur Bühnenfrage.



So alt wie die Klage über den Verfall des deutschen Theaters ist, so alt sind auch die Reformgedanken und Reformvorschläge. Welch eine Kette von Hoffnungen, Mühen, und Enttäuschungen, die von Lessing bis zu den jüngsten Vorkämpfern für ein neues „Volkstheater“ reicht, welch ein endloses Auf und Ab, in welchem jede oder doch beinahe jede klare Stimme immer wieder von dem Höllenlärm der Hunderte übertönt wird, die unter dem Namen der „Praxis“ jede Schmach und Rohheit mit Eifer verteidigen! Und dennoch sage niemand, daß aller Liebe

Mühe verloren sei und daß die unablässigen Anläufe zur Besserung erfolglos geblieben wären. Dreierlei haben sie ohne Zweifel bewirkt. Zuerst daß wir in Deutschland doch nie zu jener unerfreulich hochmütigen Gleichgiltigkeit gegen das Theater geblieben sind, welche eine der widerwärtigsten Seiten der englischen Bildung ist. Sodann, daß die Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringt, sich auch auf theatralischem Gebiet in einer gewissen Scheu geltend macht, sich ganz zu zeigen, wie man ist, ganz auf jeden höhern Zweck der Bühne zu verzichten, ganz mit den Traditionen zu brechen, welche aus bessern Tagen der Bühne stammen. Endlich, daß mitten in dem Hexenabbath der gegenwärtigen Theaterwirtschaft Bestrebungen möglich geworden sind, wie die der Meininger, wie die Aufführungen des Herrigschen Lutherstücks in Worms, Erfurt und Wittenberg, die alle, so ungleich sie sich darstellen, einen innern Zusammenhang haben.

So wollen wir uns denn gern gefallen lassen, daß die Literatur dieser Art gelegentlich bedenklich anschwillt. Verhehlt sich doch einer der neuesten Schriftsteller nicht, daß die Wirkung auch der besten Meinungsäußerungen dieser Art eine nur beschränkte bleibt. „Es kann nicht merkwürdig erscheinen — heißt es in Hans Herrigs noch zu erwähnendem Büchlein —, daß man mit dem deutschen Theater überall unzufrieden ist. Diejenigen, deren Urteilskraft ihm noch am meisten als Richtschnur dienen könnten, gehen gar nicht mehr hinein. So ist die »Reform des deutschen Theaters« immer wieder das Feldgeschrei geworden. Diese Sehnsucht nach Reform besitzt eine eigne Literatur, die ihre Ebbe und Flut hat. Auf einmal tauchen duzendweise die Schriften auf, die sich mit jener Frage befassen, wie wir das erst vor einigen Jahren wieder erlebt haben. Ist mit ihnen ein neues Fach in den Bücherreihen gefüllt, so erlischt der Eifer plötzlich wieder, und die Dinge gehen ihren alten Gang.“ Die Verworrenheit der Theaterzustände bringt es mit sich, daß auch in dieser Literatur viel Verworrenes, Widerspruchsvolles zu Tage tritt, daß die Vorschläge zur Besserung einander kreuzen und aufheben, daß die Ausgangs- und Zielpunkte der Verbesserer schnurstracks entgegengesetzt sind. Die einen wollen das Theater mit freier Entfaltung der genialen Kräfte (welche ja irgendwo vorhanden sein müssen), die andern mit dem kategorischen Imperativ eines einheitlichen künstlerischen Willens, mit strenger Zucht und verständiger Schulung retten, die einen rufen den Retter in allen Nöten, den Staat, die andern zählen auf die wachsende Not der Theater und getröstet sich mit Hölderlin:

Mit ihrem heil'gen Wettertschlage,  
Mit Unerbittlichkeit vollbring  
Die Not an einem großen Tage,  
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Da ist's denn schwierig, einen Pfad durch die Wirrnis zu zeigen, wenn man nicht damit anheben kann, daß man sich eben diese Wirrnis ihrem ganzen

Umfange nach herbeizaubert und darstellt. Weil dies Geschäft unerquicklich ist, weil eine große Zahl von Gebildeten von demselben übermüdet und verekelt sind, wenden sich nur allzuvielen von der Theaterfrage überhaupt ab. Für diese sich abwendenden gilt auch heute noch, was Immermann 1835 schrieb: „Es ist Mode geworden, die Bühne aufs äußerste herabzusetzen; ich mache diese Mode nicht mit. Ich finde nicht, daß alle Keime so erstorben sind, daß keine Wiederbelebung möglich wäre; ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn dem so wäre. Seitdem sich eine üble Laune über die Sache verbreitet hat, ist eine große Lücke in unserm geistig-sittlichen sozialen Leben bemerkbar geworden, welche kein Surrogat ausfüllen will.“ Fortschrittspolitiker, modernste Streber, Gründer und andre Gesellschaftsklassen mögen vielleicht von dieser Lücke nichts verspüren; in den Lebenskreisen, um die es uns hauptsächlich zu thun ist, klappt sie doch in empfindlicher Weise. Es ist am Ende natürlich, daß Menschen, die zur Zeit entweder gar nicht mehr oder doch höchst selten ins Theater gehen, die lebendige und tiefere Teilnahme daran verlieren. Und doch wenden sich die Schriften, deren wir heute zu gedenken haben, hauptsächlich an diese Lebenskreise, sie wären zweck- und sinnlos, wenn sie nur von den ständigen Theaterbesuchern, den Theaterpraktikern und den „aktuellen“ Referenten gelesen werden sollten.

Die erste dieser Schriften, Das Herzoglich Meiningerische Hoftheater, seine Entwicklung, seine Bestrebungen und die Bedeutung seiner Gastspiele von Robert Pröhl (Leipzig, Friedrich Conrad) behandelt einen scheinbar schon allzuviel erörterten Gegenstand. Aber erstens traf die Schrift mit dem jüngsten erfolgreichen und entscheidenden Gastspiel der Meininger in Berlin zusammen, und sodann hat sie das Verdienst, daß sie den Hauptpunkt, auf den es bei der Beurteilung der Meininger, bei der Schätzung ihres Einflusses auf die deutschen Bühnenverhältnisse vor allem ankommt, mit gründlicher Einsicht und der entsprechenden Energie hervorhebt. Denn bei der Eigenart der Meininger ist nichts leichter, als selbst bei Klarblickenden und Einsichtigen die Anschauung immer wieder zu verwirren. Braucht es doch nur der Behauptung, daß das Prinzip der Meininger auf lauter Dekorations- und Kostümäußerlichkeit hinauslaufe, und der falsch betonten Wahrheit, daß die Meininger nur wenige schauspielerische Kräfte ersten Ranges besäßen (als ob anderswo die ersten Kräfte wie Brombeeren wüchsen), um die Bedeutung dieser Musterbühne immer wieder herabzusetzen. Dem allen gegenüber sagt Pröhl mit ruhiger Bestimmtheit: „Das Verdienst des Herzogs von Meiningen liegt in der That nicht darin, sein Prinzip zum erstenmale aufgestellt, sondern es in der ihm eigentümlichen Weise ergriffen und zu Gunsten des darniederliegenden Dramas höhern Stils zu erfolgreicher Ausführung gebracht zu haben. Der Herzog von Meiningen hat weder der Zeit die Richtung auf das Naturwahre, noch auf das Malerische gegeben, er hat weder das historische Kostüm, noch den Zwischenvorhang, weder

die geschlossene Zimmerdekoration, noch die gebrochenen landschaftlichen Hintergründe erfunden. Dies alles lag bereits ihm, zugleich aber auch allen andern Bühnenleitern vor. Es kam nur darauf an, es in seinem Geiste zu ergreifen und gleiche Wirkungen hervorzubringen.“ Und „es mag zunächst scheinen, daß der Herzog die auf das Auge berechnete Seite begünstige. Dies ist aber nur scheinbar, da erstere bei ihm ja durchaus auf den in den Worten niedergelegten Geist und Inhalt der Dichtung bezogen wird.“ Und endlich in Bezug auf die inzwischen erwachte Nachahmung der Meininger: „Mit der bloßen malerischen und dabei natur- und geschichtswahren Dekoration und szenischen Ausstattung, mit der bloßen treuen und malerischen Schönheit der Kostüme war es freilich ebensowenig gethan, wie mit der bloßen größern Lebhaftigkeit des Spiels oder mit glänzender und wohl auch tumultuariischer Massenfaltung. Hiermit war wohl vorübergehend eine Anziehungskraft auszuüben, aber weder eine dauernde, noch auch die rechte. Man würde dadurch nichts erreicht haben, als einzelne unsrer klassischen Dramen in Ausstattungsstücke zu verwandeln. Es kommt vielmehr darauf an, den Geist jedes darzustellenden dichterischen Werkes, den Geist jeder Szene, jeder Rolle und Situation in seiner Eigentümlichkeit, sowie die schauspielerischen und szenischen Mittel in diesem Geiste zu erfassen und bis ins Einzelne mit demselben zu durchdringen.“ Niemand, der sich über diese Bedeutung der Meininger noch nicht klar geworden ist, sollte die vortreffliche kleine Schrift ungelesen lassen.

Während die Pröbische Schrift ein Gegebenes, in sich Vollendetes bespricht und zur richtigen und fruchtbaren Würdigung dieses Vorhandnen beizutragen sucht, wenden sich zwei andre in einem gewissen leicht erkennbaren Zusammenhang stehende Schriften Lusttheater und Volksbühne von Hans Herrig (Berlin, Friedrich Luchardt) und Ein städtisches Volkstheater und Festhaus in Worms von Friedrich Schön (Worms, Julius Stern) einem Theater zu, das erst erschaffen werden soll, oder besser, zu dem sich erst einige Anfänge und Ansätze gezeigt haben. Wir haben im vorigen Jahrgang über die Lutherspiele in Jena und Erfurt berichtet. An diese, das heißt an das Herrigsche, zuerst in Worms, sodann in Erfurt, Wittenberg, Eisleben dargestellte Lutherspiel schließt sich der Gedanke an eine vom stehenden Theater unabhängige, nur für bestimmte, aber auch nur für höhere Zwecke zusammen tretende Spielgenossenschaft, welche, namentlich in kleinern Städten, den kläglichen Liebhaberbühnen den Garaus macht und Ziele erreicht, die sich Wandertuppen und kleine Bühnenunternehmungen gar nicht setzen können. Wir lassen ganz unerörtert, wie weit Herrigs Vorschläge in der That eine neue Aussicht eröffnen, wie weit sie sich allzusehr an sein glücklich gelungenes, an dieser Stelle bereits nach Verdienst gewürdigtes Lutherspiel binden. Jedenfalls sollte jeder ernster Kunstfreund die Schrift „Lusttheater und Volksbühne“ und ihre Einzelvorschläge sorgfältig prüfen. Der Verfasser ist einsichtig genug, um von

vornherein zuzugestehen: „Die Luft moderner Riesenstädte ist nicht geeignet, Pflanzen groß zu ziehen, sie können in diesen Boden erst versetzt werden, wenn sie bereits einen kräftigen Stamm angefetzt haben. Alle gelungenen Versuche zur Wiederbelebung des Volksspiels sind in kleinen Städten gemacht worden. Hier nur ist die Möglichkeit gegeben, daß von vornherein das ganze Volk Anteil nimmt. Wenn das Volksspiel gleichwertig mit den Befriedigungen des plattesten Unterhaltungsbedürfnisses erscheint, kann sich niemals die rechte Stimmung dafür finden. So kann denn auch eine feste Organisation nur in kleinen Städten ihren Anfang nehmen.“ . . . „Eine solche Volksbühne ist nur unter Mitwirkung der Bürgerschaft denkbar. Ein ständiges Theater will sie nicht sein; sie tritt dem Zuschauer nur im Gewande des Festes entgegen. Sie braucht den Künstler, aber nur den wirklichen Künstler, der sich auf die Mitwirkung des Volkes stützt.“ . . . „Die theatrale Berufskunst braucht die Konkurrenz des Volksschauspiels nicht zu fürchten.“ Herrig hat offenbar überall die Erfahrungen im Sinne, die auf musikalischem Gebiete gemacht worden sind, wo sich zu großen und kunstwürdigen Aufführungen Berufskünstler und die Masse der Dilettanten verbinden. Er täuscht sich auch wohl darüber nicht, daß es um nichts leichter sein wird, die Nichtkünstler in den Bann ernster dramatischer Arbeit zu ziehen, als es seinerzeit gewesen ist, sie für ernste und große musikalische Leistungen zu gewinnen. Aber möglich ist doch gewesen, und möglich wird auch das sein, was Herrig und Friedrich Schön im Auge haben, wenn die Unternehmer, die Bahnbrecher der Sache die wahren Dichter und die Dichter die Unternehmer finden. Wie sich die beiden Männer, die zunächst in dieser Angelegenheit das Wort nehmen, den Fortgang der Sache denken, legt Friedrich Schön in seiner aus wahrhafter Hingebung an einen idealen Gedanken hervorgegangenen Schrift dar. „Ich habe schon meine Meinung dahin ausgesprochen, daß wir hier [in Worms] auf das rezitierte Schauspiel jeder guten Art uns beschränken müssen; hierzu rechne ich nun vor allem auch das von den Bürgern selbst dargestellte Volksschauspiel. Das ist ein neues, das hier wie anderwärts in Deutschland nach Leben ringt, als eine gesunde Reaktion des Bürgertums gegen die Versumpfteit des Theaters. Das Wormser Lutherfestspiel [eben das von Herrig] erwies sich als eine glänzende Probe auf die Richtigkeit des Gedankens; soll es nun dabei sein Bewenden haben, oder wäre es nicht schöner, dieser Fähigkeit und diesem Bedürfnisse, das seitdem immer stärker und von vielen Seiten mir ausgedrückt worden ist, durch eine besonnene Organisation zu Hilfe zu kommen, den schönen Trieb zu hegen und zu entwickeln? Wäre es nicht herrlich, wie dort rein konfessionelle, so auch häufiger gemeinsam vaterländische oder städtische Stoffe aus unsrer großen Vergangenheit uns zur Freude, der Kunst zum Frommen, unsrer Vaterstadt zur Ehre uns vorzuführen?“ Und: „Gewiß würde, was hier im kleinen Kreise solche Wirkung hätte, nicht ohne Wirkung nach außen bleiben. Oder ist nicht anzunehmen, daß

andre Städte hoch aufmerken würden, wie man hier zum erstenmale ein billiges Theater erbaute, das im Betriebe kein Defizit ergäbe, keine Zuschüsse erheischte? Sicherlich würde unser Beispiel Nachahmung finden, da es die einzige Weise ist, in welcher kleinere Städte die Bühnenkunst mit wirklichem Erfolge zu pflegen imstande sind.“

Wir beschränken uns heute auf diese Andeutungen. Jeder, dessen geistiges Ohr gewöhnt ist, aus einer Andeutung heraus eine ganze Gedankenfolge zu vernehmen, wird mit uns darin übereinstimmen, daß sich hier ein neues Etwas vorbereitet, regt, rührt, bei dem alles darauf ankommt, daß es von vornherein von den rechten Händen gepflegt, in die rechten Bahnen geleitet werde. Wir gedenken auf beide Schriften oder vielmehr auf die sich aus ihnen ergebenden Betrachtungen und Fragen nochmals zurückzukommen. Vor der Hand seien diejenigen unsrer Leser, die den Zweck der Bühne nicht damit erfüllt sehen, daß alle Morgen Zettel angeschlagen und alle Abende Lichter angezündet werden, auf die genannten Schriften hingewiesen. Die Frage der Volksbühne, des Volksschauspiels wird offenbar in den nächsten Jahren von großer Bedeutung werden, und es ist gut, sich ein Urteil über Ausgangspunkte und Ziele zu bilden, ehe die unausbleibliche Feindseligkeit der Handwerksgewöhnheit dies Urteil erschweren hilft.



## Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

### 3. Etwas zur Geschichte des Kunstblickes.



ie alten hübschen Geschichtchen aus dem griechischen Kunstleben, wie Maler so täuschend malten, daß Menschen und Tiere sich wirklich täuschen ließen und das Gemalte für das Wirkliche nahmen, lernt man gewöhnlich schon als Kind kennen, wenigstens auf dem Gymnasium; sie bleiben uns aber gewöhnlich auch Kindergeschichten, wie so vieles Hochwichtige und Gehaltvollste aus dem alten Leben, das da in knapper Fassung an uns tritt, dessen tiefen Gehalt man aber da noch nicht fassen kann. Aber eine feine Ahnung oder Witterung für den tiefen Gehalt und das Fragliche solcher Geschichten hat gerade die Kinderseele ganz entschieden, eine Ahnung, welche die Lehrer nicht unbenutzt und ungenährt lassen dürften; sie sind ja aber gejagt von dem lieben sogenannten Schulziel, das wesentlich dem Formalen nachjagt. So war mir, wie gewiß vielen, von jenen Geschichten in der Seele die einfache Frage sitzen geblieben: Ist das auch